Objekttyp: **Advertising**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **74 (1948)**

Heft 11

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Philius kommentiert

In Deutschland beschäftigen sich die jungen Mädchen mit der Kardinalfrage, wie bekomme ich in diesem männerarmen Lande einen Mann? Es ist dieses das beliebte Thema, das in den Frauen- und Familienzeitschriften zu unendlichen Diskussionen führt. Man sucht nach Lockmitteln, mit denen der Mann ins Garn zu rufen sei. Die einen versuchen es mit Lippenstift und Puder, die andern versprechen dem Manne eine gute Küche, etliche verheißen eine sittliche Eheauffassung und wieder andere renommieren mit ihrer «Toleranz in Sachen ehelicher Treue». Aber keine deutsche Loreley erhielt auf ihr Heiratsinserat so viele Bewerbungsschreiben (2437!) wie jene Schleswig-Holsteinerin auf folgende Annonce: «Ich suche einen Mann, bin 28 Jahre alt, habe eine eigene Zweizimmerwohnung und erhalte monatlich zwei Care-Pakete.»

* * *

Kürzlich ist in Zürich eine Ausstellung zur Jahrhundertfeier unseres Bundesstaates eröffnet worden und dabei hat ein Redner ungefähr folgendes gesagt: Auf diese Feier hin sollen vor allem belehrende Ausstellungen organisiert und Kurse der staatsbürgerlichen Bildung durchgeführt werden, aber bei Gott keine Feste.

Ich erblicke in dieser Meinungsäußerung einen genialen Irrtum. Belehrende, ernste, akademische Veranstaltungen in allen Ehren, sie müssen sein, aber sie sollen nicht das Ausschließliche sein. Wenn ein Volk ein historisches Datum feiert, gehört es zu den sehr normalen und sehr gesunden Regungen, die Feier auch mit volkstümlicher Festlichkeit zu begehen. Umzüge, Volksfeste, Festspiele sind durchaus nicht Luxus, in ihnen manifestiert sich der Wille eines gesunden Volkes nach staatsliturgischer Aeußerung. Man soll aus solchen historischen Daten nicht nur «belehrende Anlässe» machen, als ob die «Volkshochschule in uns» das einzige Element des eidgenössischen Gemütes wäre. Der Trieb eines Volkes, sich zu treffen und bei diesem Treffen in Festspiel und Umzug und andern Spielarten der Volksäußerung festlichspielerischen Ausdruck zu schaffen, das ist ein sehr gesunder Trieb. Und wehe, wenn man ihn unterbindet. Dann kann es vorkommen, daß er sich verlagert und eines Tages in unangenehmen politischen Manifestationen, kriegerischen Zusammenballungen oder heidnischen Volksfesten wieder zum Vorschein kommt. Volksfeste sind weise Ventile der Kollektivität. Die Tanten, die unserm Volk nur Ausstellungen, Kurse und wissenschaftliche Publikationen empfehlen, raten dem Volk schlecht. Es ist so, als ob man den Kindern das Spielen, Hüpfen, Theäterlen und Verkleiden verbiete und sie zwingen wollte, ihre Freizeit nur hinter belehrenden und erbaulichen Büchern zu verbringen. Dem Volk den Spieltrieb und das Schaubedürfnis zu verbieten, heißt, es nicht begreifen. Ueberhaupt ist es zur Sitte und unter Spießern zum guten Ton geworden, Feste lächerlich zu machen (was Gottfried Keller niemals getan hätte).

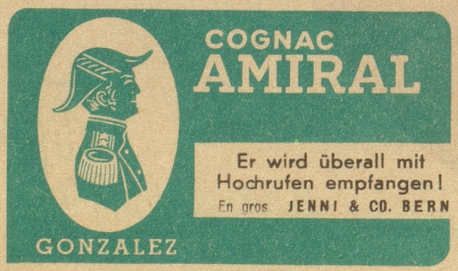
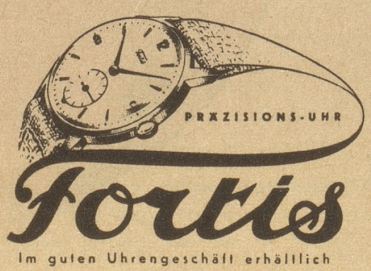
Und schließlich wage ich noch zu sagen: Wenn gewisse Städte und Kantone unser Jahrhundertjubiläum ausschließlich «ernst und würdig mit Ausstellungen und Erbauungsstunden in der Schule» begehen wollen, so ist das sehr oft nichts anderes als Bequemlichkeit und Phantasielosigkeit. Weil man sich vor Festen fürchtet, weil man nicht die Phantasie besitzt, sinnvolle und doch beschwingte Volksfeste durchzuführen, weil man im Stehkragen steckt, falsch verstandenen Puritanismus pflegt und zu bequem ist, gibt man akademische Ausstellungen in Auftrag. Die Musiker und die Dichter läßt man unbenützt. Man gibt sich nüchtern, eben weil man nüchtern ist. Und sein Unvermögen, das Volk zu farbigen Manifestationen zusammenzuführen, verbirgt man hinter einem «abgründigen Ernst», der nichts anderes als Phantasielosigkeit ist. Wir Schweizer pflegen, wenn uns nichts in den Sinn kommt, ernst zu werden.

AMERICANA

In Washington erzählt man sich folgende Geschichte. Ein Beamter des Kriegsministeriums verlangte von seiner Sekretärin, ihm wegen einiger Details ein Dossier herauszusuchen. «Der Name ist Sawyer», sagte er. Das Mädchen schaute in der Registratur nach, konnte aber den Namen nicht finden. «Sagen Sie mir», brüllte der verzweifelte Beamte sie an, «was haben Sie eigentlich unter ‚S' abgelegt?» «Nur das Sandwich für meinen Lunch!», antwortete sie.

+

Bei der monatlichen Revision einer führenden Chikagoer Bank wurde ein Manko von 500 000 Dollars festgestellt. Die Revisoren arbeiteten die halbe Nacht durch und fanden schließlich die Spur des Mankos in der Checkabteilung. Am nächsten Morgen stürzte sich der Direktor der Abteilung aufgeregt auf die junge Angestellte, die gerade in Ruhe Mantel und Hut aufhängte: «Miss Smith, erinnern Sie sich, hat jemand gestern einen Bar-Check auf 500 000 Dollars zurückgezogen?» «Ach, den Check», erwiderte das Mädchen, ihre Börse öffnend, «den hab' ich gestern abend heimgenommen, um meiner Mutter zu zeigen, was für Arbeit man mir hier anvertraut.»

+

Letzten Sommer kandidierte mein Onkel in Mississippi für den Posten eines Sheriffs. Eines Nachts klopfte ein Fremder an seiner Tür. «Ich brauche Ihre Hilfe», sagte er. «Mein Wagen rührt sich nicht von der Stelle. Möchten Sie mir schieben helfen?» «Selbstverständlich», sagte Onkel Bob. Wir begleiteten den Mann zu seinem Wagen und er setzte sich hinein. Aber bevor wir anfangen konnten zu schieben, drückte er auf den Starter und der Motor begann auf vollen Touren zu laufen. Im Wegfahren rief er uns zu: «Ich wollte mich nur überzeugen, ob Sie der geeignete Mann sind, den ich wählen soll.» (Frei nach Reader's Digest) T. R.